

Was kann Charles de Foucauld uns heute sagen?

Von Georg Lauscher

Pastoralblatt 6/2016, 178-182.

Am 1. Dezember 1916 stirbt Charles de Foucauld einen gewaltsamen, anscheinend völlig sinnlosen Tod. Ich suche heute – über 100 Jahre später – nach Verbindungen zwischen ihm und uns, ihm, dem unruhigen Gottsucher und Einzelgänger auf Menschensuche, und uns im pastoralen Dienst.

Im Ringen um den persönlichen Glaubens- und Berufungsweg war er für mich und für viele meiner Generation eine prägende Gestalt. Sein radikaler Lebenseinsatz schockierte und faszinierte uns. Da war nicht zu trennen zwischen der Hingabe an Gott und der Hingabe an die Menschen. Zugleich bot er uns in seiner Fremdheit und Radikalität Reibungsflächen an, die uns halfen, den eigenen Weg zu klären. Dass dieser ehemalige Soldat der französischen Kolonialmacht die Seite wechselte und sich unter den kolonialisierten Muslimen niederließ, stieß uns zum Nachdenken an: Wo ist mein Platz in der Gesellschaft, wenn ich mit der Nachfolge Jesu ernst mache? Könnte uns dieser stille Prophet auch heute helfen, unsere persönlichen und pastoralen Wüsten zu bestehen? Acht Berührungspunkte habe ich entdeckt:

„Mein Gott, wenn es dich gibt...“

Von der Verdunstung christlichen Glaubens in unserem Land wird nicht nur geredet. Tagtäglich erfahren wir sie. „Man sagt zu mir den ganzen Tag: Wo ist nun dein Gott?“ (Ps 42) Manchmal geht mir die Luft aus im Dienst. Ist der Gottesatem in mir, dieses stille, innere Feuer, nicht flacher geworden mit den Jahren?

Wie berührt mich da das Gebet, das Charles de Foucauld vor seiner Bekehrung umtreibt: „Mein Gott, wenn es dich gibt, dann lass mich Dich erkennen!“ Wie kann ich dich erfahren in der Wüste meines Alltags? Wie in den wachsenden Wüsten unserer pastoralen Landschaft? Wie kann ich widerständig bleiben und die Sehnsucht nach Dir wachhalten? Aufrichten will ich mich und ausrichten will ich mich auf dich Unbegreiflichen hin.

Mir helfen lassen

Foucaulds inneres Feuer treibt ihn an die äußersten Ränder der Gesellschaft, ja über die Ränder des Kirchenlebens und der westlichen Kultur hinaus. Dabei lebt dieser asketische Abenteurer nach dem Grundsatz: „Nichts annehmen, außer wenn es nicht zu umgehen ist.“ Bis er schließlich hungernd wie die benachbarten Tuaregs und ausgezehrt vom Einsatz schwer krank wird. Vereinsamt als weit und breit einziger Christ und Vertreter einer kolonialen Besatzungsmacht fühlt er sein Ende kommen. Da beginnen seine ebenso hungernden muslimischen Nachbarn sich zu sorgen um ihn, den Fremden. „Man hat für mich alle Ziegen im Umkreis von vier Kilometern zusammengesucht, die in dieser fürchterlichen Dürre noch etwas Milch haben. Der Appetit kommt wieder, es geht mir schon viel besser.“

Dies ist eine entscheidende Wende, eine Art zweiter Bekehrung für ihn: Jetzt muss er, der bislang Gebende, sich helfen lassen. Erst jetzt wird er wirklich einer von ihnen.

Ich erinnere mich und gegen die Fremdenangst im Land schreibe ich es hin: In der Textilfabrik rettete Ali, ein türkischer Muslim, meine rechte Hand. Eine Sekunde später wäre sie von einer zentnerschweren Kaule zerquetscht worden. Und als ich

mit meinen Kräften in extremen Wohn- und Arbeitsverhältnissen am Ende war, da haben mir ein Hindu, der Asyl bei uns suchte, und eine aus der Kirche ausgetretene Psychologin neu ins Leben geholfen.

Wer von uns hat nicht schon einen solchen Nullpunkt erlebt? Da bin ich selbst auf einmal der Geringste. Angewiesen auf die Aufmerksamkeit, die Ideen und die Tatkraft anderer. Ja, wir sind da, um zu dienen. Aber erlaube ich auch anderen, *mir* zu dienen? Kann ich zulassen, dass Gott mir durch sie hilft und mir meinen kleinen Horizont weitet?

Bruchstellen als Einfallswinkel Gottes

Das Leben Charles de Foucaulds scheint eine stete Folge von Abbrüchen und Aufbrüchen zu sein. Durch alle Unruhe hindurch entwickelt sich sein Leben von innen her, von Phase zu Phase Schritt für Schritt. Und am Ende ist es irgendwie ganz. Gewiss ein riskantes Abenteuer. Hätte er sich in den ständig wechselnden Umständen nicht rückhaltlos Gott und mindestens einem Menschen (Abbé Huvelin, seinem geistlichen Begleiter) anvertraut – er wäre vielleicht psychisch zusammengebrochen

Brüche im Leben haben es in sich. „Ein zerbrochenes und zerschlagenes Herz wirst du, Gott, nicht verschmähen“, heißt es in Psalm 51. Erst nach der ersten Abwehrreaktion begreife ich: Nur ein verhärtetes Herz kann brechen. Mein Herz war also verhärtet! Diese Bruchstelle, dieses Scheitern kann mich tiefer für Gott öffnen. In vielen Berufungsgeschichten, die ich begleiten durfte, wurden Bruchstellen zu Einfallswinkeln Gottes. Ein Trauma wurde vom Albtraum zum Gottestraum. Oft erst nach langen Fluchtwegen. Wie bei Jakob auf seiner Flucht: „Wirklich, der Herr ist an diesem Ort, und ich wusste es nicht.“ (Gen 28,16)

Aus einem „verwundeten Verwunder“ und einem „verwundeten Verdränger“ kann so ein „verwundeter Heiler“ (Henri Nouwen) werden, eine echte Seelsorgerin, ein echter Seelsorger.

Immer unabhängiger von Erfolg

Ich hatte dieses Wort noch nie gehört. Ein befreundeter Betriebsrat nannte es für seinen Einsatz entscheidend: „Erfolgsunabhängigkeit“ (Georg Wolter)

Charles de Foucauld hat bis zum Schluss keinen Erfolg, keine Bekehrungen, keine Nachfolger. In ständig wechselnden Herausforderungen müht er sich, doch ohne Erfolg. Dabei hört er nicht auf, mit sich und mit Gott zu ringen. Darum verbittert er nicht.

Wer sich und seinen Erfolg sucht, kann im pastoralen Dienst nicht froh werden. In immer größeren pastoralen Räumen fühlt sich mancher wie ein „Rufer in der Wüste“. Echte Resonanz wird selten. Wenn mein Einsatz durch Gottes Gnade hier und da Folgen hat, darf ich mich freuen. Doch nicht daran hängen.

„Ich werde jetzt 50 Jahre alt“, notiert Foucauld in der Wüste. „Welche Ernte müsste ich für mich und für andere eingebracht haben. Stattdessen stehe ich erbärmlich und bloß da...“ Häufig denkt er an den Propheten Daniel, der gesagt hat: Jerusalem wird „in bedrängter Zeit“ aufgebaut. Ja, die Zeiten und die Umstände sind bedrängend. Auch heute im pastoralen Dienst. Doch es verleiht innere Freiheit, in der Bedrängnis nicht am Erfolg zu hängen, sondern an Gottes Gegenwart.

Den Boden bereiten durch Güte

„Zeit der Aussaat“ heißt ein wichtiges Bischofswort der letzten Jahrzehnte. Doch stelle ich fest: Zum Säen ist die Zeit oft noch nicht reif. Der Boden erscheint hart oder zugewachsen. Er kann die fremden, großen Worte kirchlicher Verkündigung gar nicht aufnehmen.

Charles de Foucauld lebt mitten unter Menschen, die seinen Glauben und seine Kultur nicht teilen. Und was tut er? „Ich tue hier, was ich kann: mit sehr viel Vorsicht und sehr viel Takt bemühe ich mich, das Vertrauen der Tuareg zu gewinnen, in Freundschaft mit ihnen zu leben ... Zuerst in aller Stille den Boden bereiten durch Güte, engen Kontakt und gutes Beispiel, dann Verbindung aufnehmen, sich bekannt machen und sie kennenlernen, sie aus tiefstem Herzen lieben, ihre Wertschätzung und Liebe erwerben und auf diese Weise Vorurteile abbauen, Vertrauen und Autorität gewinnen - das braucht Zeit ...“

Den Boden für Gottes Wort bereiten – damit fängt er bei sich selbst an: „Immer wieder im Evangelium lesen, um im Geiste die Taten, Worte und Gedanken Jesu gegenwärtig zu haben, damit wir selbst denken, sprechen und handeln wie Jesus. Ich glaube nicht, dass wir viel reden oder viel schreiben sollten, sondern wir müssen uns selbst neugestalten...“

Darum geht es vor allem: uns selbst neugestalten! Das Wort Gottes will Fleisch werden in meinem Leben. Durch das Nadelöhr meines kleinen Lebens hindurch will Gott zur Welt kommen. Wenig verstehe ich vom Evangelium und wenig geht durch das Nadelöhr meines kleinen Lebens. Aber das Wenige will ich leben. Wie Jesus: den Menschen begegnen ohne pastorales oder klerikales Gehabe, zuhörend, mitfühlend, fragend, erzählend und manchmal konfrontierend.

Schwester und Bruder aller werden

„Beten Sie zu Gott, dass ich wirklich der Bruder aller Menschen dieses Landes sei“, bittet Foucauld in einem Brief. „Ich will alle Bewohner, Christen, Muslime, Juden und Götzendiener daran gewöhnen, mich als ihren Bruder zu betrachten, den Bruder aller Menschen. ...durch christliche Brüderlichkeit im täglichen Umgang die Kluft überbrücken, die durch die Standesunterschiede aufgerissen ist.“

Ob du Christ bist oder Muslim, Hindu oder Atheist, kirchennah oder kirchenfern – „lass mich dich lernen, dein Denken und Sprechen, dein Fragen und Dasein, damit ich daran die Botschaft neu lernen kann, die ich dir zu überliefern habe.“ (Klaus Hemmerle) Ohne dich, den muslimischen Nachbarn, ohne dich, die kirchenfeindliche Kellnerin, ohne dich, den arbeitslosen Freund, ohne euch – bin ich nicht in der vollen Realität. Und wenn ich einkehre in den göttlichen Grund meines und allen Lebens, sind wir bei aller Verschiedenheit eins. Ich bin überzeugt: Gott nimmt nicht einen von uns ohne die anderen. Ohne die anderen bin ich nicht ganz. „Allein kommt keiner von uns in den Himmel“, gab mir Bruder Gabriel, der Trappist, mit auf den Weg.

Anbetung und persönliche Präsenz

Unzählige Tag- und Nachtstunden verbringt Charles de Foucauld vor der Armutsgestalt Christi in der Eucharistie. Hiervon geht er aus, hierhin kehrt er zurück. Auch für manchen von uns ist dies die letzte Zufluchtsstätte, die nach allem Bedenken und Bereden bleibt: Verweilen mit dem, was ist, im unendlich größeren Geheimnis Gottes. Gerade hier, in dieser Unterbrechung kann ich seine Führung neu erfahren: im Nichts-mehr-wollen, im Nichts-mehr-wissen, im Nichts-mehr-haben (Meister Eckart), in purer Präsenz. Mich Ihm mit allem aussetzen, der sich mir in seiner Armutsgestalt aussetzt. Da wird Eucharistie existenziell, und auch mein Leben kann ein „Das-ist-mein-Leib-Leben“ werden.

Menschen in der säkularen Arbeitswelt leben die Eucharistie auf ihre Weise: sie geben tagein tagaus ihre Lebenszeit und ihre Lebenskraft hin: damit andere leben können, ihre Familien, Kunden, Patienten etc. So leben sie Tag für Tag ein „Das-ist-mein-Leib-Leben“ und „halten ihre Knochen hin“. Eucharistie im Sinne der Lebenshingabe Jesu. Meist unbewusst, doch ganz real. Das Wort will „Fleisch werden“ in der „Liturgie des Lebens“. Alltäglich. Auch wenn Menschen dies nicht reflektieren und verbalisieren: die Wahrheit, um die es in der Eucharistie geht, wird gelebt – auch von Nichtkirchgängern, Andersgläubigen, Ungläubigen.

„Liebst du mich?“

So die entscheidende Frage Jesu vor der Aufnahme in seinen pastoralen Dienst – an Petrus, an uns. Sie bleibt die alltägliche Bewährungsfrage. „Liebst du mich – in dir selbst, in den Nächsten, in den Fremden, in der Schöpfung? Liebst du mich in allem und über alles hinaus?“ Höre ich sie noch, diese Frage nach meiner Liebe? Setze ich mich ihr noch aus?

In seinen Schriftbetrachtungen scheint Charles de Foucauld vor allem um seine Antwort auf diese Frage Jesu zu ringen: „Liebst du mich?“ Von dieser Frage kommt er nicht los.

Doch wie kann ich diese Frage beantworten, ohne den Mund zu voll zu nehmen? Und wie vor allem täglich die Antwort leben? Tritt Gott heute nicht vor allem mit dieser Frage an mich heran?

Eine naive, romantische Liebe kann es nicht sein, eher eine beständige, alltägliche Verbundenheit. Ihn lieben, den ich kaum kenne? Und mich von Ihm lieben lassen? Wie das? Eine Liebesbeziehung, mit der ich nicht fertig werde, in der ich mich nicht religiös zur Ruhe setzen kann. Sie hält wach, macht mich zum Grenzgänger, doch vor allem fasziniert sie mich. Ich tauche in sie ein, wenn ich mich selbst in Liebe überschreite und dabei manchmal den Eindruck gewinne, den Boden unter den Füßen zu verlieren. Ist es Charles de Foucauld nicht ähnlich ergangen?

„Trockenheit und Finsternis... Ich muss mich an das Leben aus dem (nackten) Glauben klammern. Durch diese innere Trockenheit ist jede Stunde eine Liebeserklärung, ein Akt der Liebe in der Nacht...“ Noch am Tag seines Todes stellt er fest: „Man spürt nicht immer, dass man liebt und das ist ein zusätzlicher, tiefer Schmerz! Aber man weiß, dass man lieben möchte; und lieben wollen ist lieben. Man findet, dass man nicht genug liebt: Wie wahr ist das! Wir werden nie genug lieben! Aber der liebe Gott weiß aus welchem Lehm er uns gemacht hat...“

Bei der Familiensynode im Oktober 2016 wies Papst Franziskus ausdrücklich auf Charles de Foucauld hin: „Angezogen vom eremitischen Leben verstand er, dass man nicht in der Liebe zu Gott wächst, wenn man die Last der menschlichen Beziehungen meidet. Weil man lernt Gott zu lieben, wenn man die anderen liebt. Wenn man sich zu seinem Nächsten herunterbeugt, erhebt man sich zu Gott. Durch die brüderliche und solidarische Nähe zu den Ärmsten und Verlassensten verstand er, dass letztlich sie es sind, die uns evangelisieren, indem sie uns helfen in Menschlichkeit zu wachsen.“